

Lust auf's Alter

Lust auf's Alter

Lust auf's Alter

ISBN 3-033-00517-9

Lust auf's Alter





«Im Aalter bischt enaat sövil weert wie de Schiltepuur ... – wenn Schelle Trumpf ischt.»

(Appenzeller Lebensweisheit)

*Lust aufs Alter?* Die Festlichkeiten zum vierzigjährigen Bestehen des Alterszentrums Kehl nehmen am 18. Juni 2004 ihren Anfang. Eingeladen sind Bewohnerinnen und Bewohner, Honoratioren und Förderer, Personal, Freunde, Nachbarn und Medien. Ein Klezmer-Duo intoniert «Let's be happy – Lasst uns fröhlich sein!» – eine sinnige Einstimmung auf das Jubiläumsmotto «Lust aufs Alter».

Vor vierzig Jahren – betont der Leiter – haben die Gründer und Planer des Kehls ganze Arbeit geleistet; das Projekt hat sich bewährt, strukturelle Veränderungen wurden vor allem durch Wachstum und Ausbauten bedingt.

Die Oberhäupter der Gemeinden Baden und Ennetbaden überbringen Grüsse und gute Wünsche, erinnern sich an Höhenflüge und Turbulenzen, raten zu Dankbarkeiten und Optimismen.



Doch: Ist «Lust aufs Alter» keine Beschönigung, keine mehr oder minder leichtfertige und dickfellige Ermunterung einer – noch verschonten, ahnungslosen – Aussenwelt? Weiss denn der Beobachter nicht, dass Alter mit Leiden und Beschwerden, Einschränkungen und Verzicht einhergeht? Spürt er nicht die unsichtbare Wand, die das «Draussen» der Noch-Nützlichen, Produktiven und Unersetzlichen von der Welt der Ausgemusterten, Verbrauchten, Erschöpften und «Gnadenbrot-Esser»

trennt? Kann diese Kluft denn mit einem munteren Spruch überwunden werden?

Gewiss nicht! Das Motto meint keineswegs: Tun, als ob Altsein reiner Plausch wäre.

Plausch, Fun und Action – von Werbung und Wirtschaft, Moden und Meinungsmachern sträflich überbewertet – gewährleisten auf die Dauer kein menschenwürdiges Dasein. Eine kluge Mutter Natur hält für niemanden ein seidenglat-tes Schicksal bereit; wer Sonnenschein will, muss auch zum Regen «Ja» sagen. Aber Altwerden bedeutet glücklicherweise nicht nur «Hergeben», sondern vielmehr «Tauschen»: Hektik gegen Besinnung, Stress gegen Alltagsfrieden, Konsumzwang gegen gezielten Genuss, Beschallung gegen (bisweilen durchaus erwünschte) Einsamkeit.

So will der Aufruf zu «Lust aufs Alter» Ermunterung und Hilfe sein, nicht nur vergangenem und verpasstem Glück nachzutrauern, sondern: Die Augen offen zu halten, wo auch immer ein Anlass zur Freude sich bietet. – Am Angebot solls nicht fehlen!



*Wann ist man alt, bitte?* «Des Menschen Leben» spricht die Bibel, «währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig». Doch trotz Krebs und Kreislaufdefekten, trotz Zucker, Feinstaub und Treibhauseffekt, Strassenverkehr und globalen Seuchen hat der heutige Mensch durchaus die – zweischneidige – Chance, hundertjährig zu werden, das heisst: das letzte Lebensdrittel im Ruhestand zu verbringen. Eine Herausforderung an Sozialwissenschaftler, Politiker und

Versicherungen, sich über Finanzierbarkeit, strukturelle und gesellschaftliche Konsequenzen die Köpfe zu zerbrechen. Denn die bewährten Grossfamilien – mit der Bereitschaft und den Möglichkeiten, Betagte selbstverständlich in sich aufzunehmen – gehören der Vergangenheit an.

Unsere monotheistischen Religionen – und ihre säkularen Derivate – billigen (zumindest rhetorisch) dem Lebensabend Erfahrung, Reife und Verdienste zu und damit einen Anspruch auf ein menschenwürdiges Alter.



Eines unschönen Tages sagt Dir Dein Augenarzt: «Sie haben ganz normale Augen; Sie werden bald einmal eine Brille brauchen.» Damit findest Du Dich leicht ab, denn die Brille hat ihren Ruf als Prothese verloren, ist zum modischen Accessoire, wenn nicht gar zum Bildungsausweis geworden. – Doch auch der Ohrendoktor meldet sich: Die Enkel haben belustigt festgestellt, dass Du hohe Töne nicht mehr zuverlässig wahrnimmst, obschon Dir Pfeifgeräusche, Kindergeschrei, Sopranstimmen und Piccolos durch Mark und Bein gehen, und Du selber fängst an, Konzerte, Vorträge, Theater und grössere Tischgesellschaften zu meiden. Hörbehinderte werden gelegentlich misstrauisch, weil sie im Graubereich der Töne Verschwörerisches vermuten. Es drängt sich der Entscheid auf: elektronische Hörhilfe oder Abkapselung?

Von den anderen Bresten, die Dir aus Vorleben, Veranlagung, Krankheitsgeschichten und Abnützung heranwachsen, gar nicht zu reden! Die Kälte macht Dir zu schaffen; der Winter – Freund der Kinder – wird Dir zum Feind. Gut, steht die Pensionierung ins Haus! Du freust Dich, der Tretmühle des Alltags entkommen zu sein. Denn am Ende Deiner Karriere



gleich nichts mehr ihrem Anfang: Hektik, Egoismus, Raffgier, Mangel an Selbstverantwortung – nichts ist mehr wie früher. Doch Du bist pensioniert, und es geht Dir gut...

Angemessen gut. Zu bedenken ist natürlich, dass Du das Heft aus der Hand gegeben hast. Dass Dir neue Abhängigkeiten erwachsen, dass Du womöglich Deine Ausgaben einschränken musst... – aber es geht Dir gut. Jaja, es geht Dir gut.

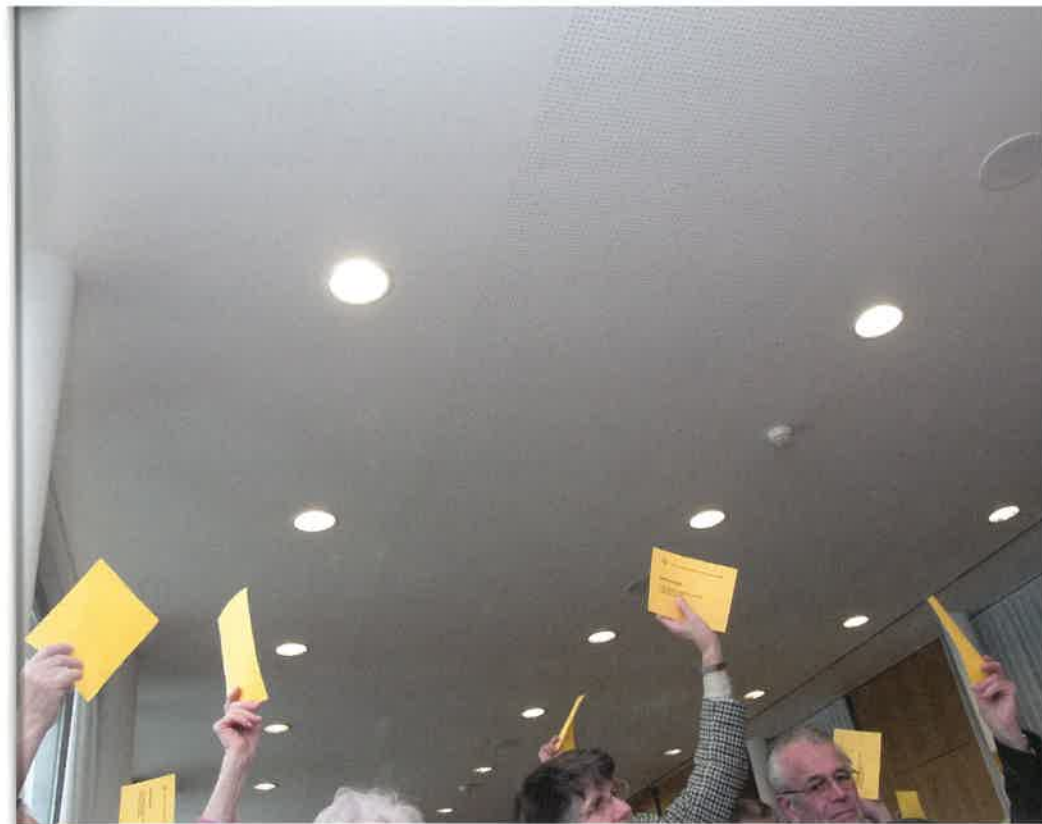
Denn Du wohnst noch in den eigenen vier Wänden, Du wirst von der Partnerin, vom Partner umsorgt, pflegst Deine Neigungen und frequentierst Deinen Stammtisch, Dein Kränzchen.



Doch wie sagt Bert Brecht? «Ja, mach nur einen Plan...» Osteoporose stoppt die Gattin, der Partner stirbt. Witwer sind hilfloser als Frauen: Kochherd und Waschmaschine, Bügeleisen und Staubsauger sind ihnen feindselige Fremdkörper. Und den Dachboden, den Keller, hat man trotz guter Vorsätze nicht geräumt. Überhaupt sind Haus und Garten zu gross geworden..., vollgestopft mit Unersetzlichem und Überflüssigem, Vergessenem und Vermisstem. Und das Auto? Braucht man es noch? Söhne und Töchter raten zum Umzug ins Alterszentrum, zum Loslassen.

Loslassen greift zu kurz. Wir wissen von Päpsten, Politikern, Anwälten, Ärzten und Bürgern, die alles dran setzen, «in der Welt» zu bleiben. Und ihre redlichen oder eigennützigen Argumente entziehen sich unserer Kritik. Weisheit oder Demut? Resignation oder Altersstarrsinn?

Auch hier verstehen sich Alterszentren als Angebot: Einwilligen oder Bleibenlassen.



Viele sind glücklich, den Schritt getan zu haben. Sie fühlen sich wohl unter ihresgleichen, die zur «letzten Adresse» Ja gesagt haben und damit ein Gutteil ihrer Sorgen – wenn auch längst nicht alle! – über Bord werfen konnten. Andere jedoch – und das sei nicht verschwiegen – kapseln sich ab und verlöschen, oder hadern mit einem Schicksal, das ihnen medizinische, mentale und psychische Grenzen gesetzt hat.



Resignation? Wer möchte darüber zu Gerichte sitzen? Oft reicht die Lebenskraft nicht mehr, Neues anzufangen. Und schon gar nicht die Hoffnung, dieses Neue zu Ende zu führen. Und: Wem soll es zugute kommen, wenn ich mich anstrengende? Ist meine Leistung überhaupt noch gefragt?

Gibts denn jetzt noch eine Möglichkeit, mit Verpatztem und Verpasstem zurecht zu kommen? Die Fehler dürften leichter zu verarbeiten sein. Man hat für sie gebüsst, man hat sie bereut, man würde sie nicht mehr (oder erst recht wieder?) tun.



Schwerer wiegt, was man sich aus Unachtsamkeit, Bigotterie, Angst und Kleingläubigkeit versagt hat: erfüllte Sehnsüchte, Liebesbeweise, Intimitäten und Narrheiten, Streicheleinheiten für Bruder Leib, Cornichons für Schwester Seele...



...sie nachzuholen, falls einen das Schicksal der Pflegeabteilung zugewiesen hat – wohl ein hoffnungsloses Unterfangen!



*Rassen, Sprachen und Bekenntnisse* Verwitwete Italienerinnen, pensionierte Spanier und Portugiesen pflegten bisher in die alte Heimat zurückzukehren, wo sie damit rechnen durften, in Grossfamilien aufgenommen zu werden. Doch die weltweite Migration hat uns exotischere Nachbarn beschert. Andersfarbige, anderssprachige und fremdrassige Menschen werden auch älter und alt, ohne Gewähr auf eine Rückkehr in die ursprüngliche Heimat; sei es, dass ihr Herkunftsland verwüstet, entvölkert oder bettelarm geworden ist; die Sippe ausgestorben, der Spagat der Kulturen unüberwindlich. Kinder und Enkel schlagen hier ihre Wurzeln: das Land der Väter wird zum Ferienort oder zum unerfüllbaren Traum.

Das Kehl wird sich für eine Übergangsgeneration bereit halten müssen, die teilweise noch den importierten kulturellen

und religiösen Sitten anhängt und sprachlich keineswegs völlig integriert ist.



Und der Blick aufs Lebensende führt zur Verinnerlichung, zur Steigerung religiöser Bedürfnisse. Am Mittwochmorgen finden alternierend protestantische und katholische Gottesdienste statt, und der Dienstagabend bietet Gelegenheit zum Rosenkranzgebet. Die Seelsorge wird vor neue Aufgaben gestellt. Orthodoxe, Juden, Buddhisten und Mohammedaner sind potentielle Bewohner. Sie auszugrenzen, wäre für die Leitung wohl undenkbar.

Doch auch der Küche stehen Veränderungen ins Haus. Nebst den Diäten wird sie künftig auch rituelle Speisevorschriften beachten müssen.



### *Die Kehl-Clowns – buntkarierte Seelsorger*

In der Briefkastenwand im Foyer entdecken wir eine seltsame Adresse: «Snörgel und Colori!» – Was denn? Eine Firma, eine Gemeinschaftspraxis, ein Bühnenduo, eine Comics-Redaktion, eine Anlageberatung?

Die «Doctores» Snörgel und Colori sind gelernte Spitalclowns – präziser gesagt: Clowninnen –, die hier praktisch erstmals zur Altenbetreuung eingesetzt werden. Sie treten regelmässig auf mit roten Gumminasen, Ballonmützen, weiten Latzhosen, Ringelsocken und überlebensgrossen Latschen. Doch sie hauen einander nicht Schaumstoffhämmer auf den Kopf, bespucken sich nicht mit Wasser, spielen sich keine Streiche...

Clowns gelten als Wesen mit zwei Herzen in der Brust: einem heiteren, weltumschlingenden und einem nachdenklich-melancholischen. Clown-Darstellungen sind Lieblingsmotive in Kunst und Literatur. Sie spiegeln unsere eigene Gratwanderung zwischen Vergnügen und Elend; wer sich in diesen zwei Welten zu bewegen weiss, bringt zweifellos auch Verständnis mit.

Verständnis, Humor und unverhohlene Zärtlichkeit. – Verständnis für innere Einsamkeiten und Ängste, Krankheit und Tod, über die man mit dem «normalen» Pflegepersonal nicht so gerne spricht; Gehör für körperliche, seelische und geistige Peinlichkeiten. Mit Clowns, dem verkörperten Missgeschick, lässt sich darüber kameradschaftlich plaudern. Und vom Humor, der manche Wunde glättet, lässt man sich gerne anstecken und trösten. Was einem Beichtvater verwehrt ist, ist den



Kehl-Clowns gestattet: Haare streicheln, Hände tätscheln, Tränen abwischen, verschwörerische Grimassen, Luftsprünge, Verrenkungen und wohlabgewogene lästerliche oder kindliche Sprüche. Und Maske, Kostüm und Schminke verbergen die Kompetenzperson und suggerieren einen verständnisvollen Kumpel, der mit Defekten umzugehen gelernt hat.

Kein Wunder, dass wir Snörgel und Colori gern ihren Dokortitel gönnen!



*So alt, wie man sich fühlt?* Wo soll ein Alterszentrum stehen? Im Grünen, am Ortsrand, in beschaulicher Waldesnähe und frischer Luft? Oder im lebendigen Getümmel der Stadt, wo sich das vielfältige Leben abspielt mit dem Strassenlärm, den vertrauten Nachbarn, dem Bäcker, dem Schuhmacher an der nächsten Ecke, dem Wochenmarkt und dem chaotischen Verkehr? Ob dieser Frage scheiden sich die Geister!

Die einen geben die Isolation zu bedenken, die Gettoisierung und ein trauriges «Aus dem Auge, aus dem Sinn»; die andern argumentieren mit der schwindenden Beweglichkeit und der überforderten Aufmerksamkeit älterer Menschen, mit den prohibitiven innerstädtischen Grundstücks- und Baukosten, den finanziellen Folgen nachträglicher Aufzugseinbauten und der fragwürdigen Attraktivität von Unterführungen...

Wer sich für das eine entscheidet, muss das andere missen. Das mögliche Zweitbeste besteht darin, von Zeit zu Zeit Begegnungen zu schaffen, Besuche aus der «Aussenwelt» hereinzubitten und sie zu entlassen, wenn Überdross und Ermüdung

des betagten Gastgebers es erfordern, nötigenfalls auch «immer dann, wenn es am schönsten ist...».

Am zweiten Tag der Jubiläums-Feierlichkeiten fanden sich Freunde, Familienangehörige, Gäste aus dem Quartier und hoch motivierte Jugendliche zum «Generationentreff» ein. Die angestrebte spontane Durchmischung der Lebensalter wurde dabei nur bedingt erreicht; man fand sich eher zu bewährten Gruppen: Enkel umwirbelten Grossmütter, Familienväter bestätigten und ergänzten die Sippenchronik, Schul- und Vereinsveteranen setzten sich zum «Weisch no?» zusammen.

Das Vergnügen bestand mehrheitlich aus Zuschauen und Zuhören: den Volkstanz-Darbietungen, der jungen indischen Tempeltänzerin, dem Schwyzerörgeli-Orchester. Zu den angebotenen Tummelspielen entschlossen sich nur einige wenige, dafür begeisterte Betagte. Andere blieben den Spielen fern.

Kein Wunder! Den «alten Menschen» als Stereotype, als *dramatis persona*, gibt es letztlich nicht! Charaktere – sagt man – bleiben erhalten, verfestigen sich gar mit den Jahren. So mag ein Kritischer überkritisch werden, die Erschöpfte gleichgültig, der Einzelgänger einsam, während der Vitale das Etikett «rüstig» als gutgemeinte Herabstufung empfinden könnte. Und die Natur behält sich vor, Krankheit und Demenz ins Spiel zu bringen. – Gegen die Biologie kommt auch ein vorbildliches Alterszentrum nicht an!



*Einrichtungen* Die Notwendigkeit, eine Haushaltung von acht und mehr Zimmern auf zwei Räume zu komprimie-

ren, birgt Probleme. Das Heim stellt rechtwinklige, pflegeleichte Kuben zur Verfügung, die sich Schritt für Schritt mit all dem füllen, wovon sich der Bewohner nicht zu trennen vermochte: Die Comtoiser-Uhr oder der grossväterliche Regulator, der vertraute Fernseher, wunderliches Geschirr, das nur noch den zu entzücken vermag, der damit liebgewordene Erinnerungen verknüpfen kann, Bastelarbeiten mittlerweile erwachsener Enkel, Hochzeitsfotos und Landschaftsmalereien verstorbener Onkel und Vettern, Kirchengesangbücher und Bände vergessener «Klassiker» in Leder mit Goldprägung, Andenken an Wallfahrten oder wagemutige Expeditionen, gläserne Murmeln, Blumenwaagen und Knopfsammlungen, selbstgeschaffene Spitzendeckchen, Likörgläschen, ausgediente Brillen und Taschenuhren...

Was aber ist mit dem erdrückenden Rest geschehen? Was die Sippe – friedlich oder neidisch – nicht beanspruchte, hat möglicherweise den Weg auf den Sperrmüll, in ein Lagerhaus, in die Brockenstube oder auf einen Dachboden gefunden. Dort wird es Jahr über Jahr neu entdeckt oder verlacht, ausgesiebt, archiviert oder auf spätere Räumungsentscheide disponiert. Und den alten Menschen mag bisweilen die Erinnerung durchblitzen: Da war doch noch was? Und er mag mit gleicher Wehmut oder gleicher reifer Distanz, mit der er alten Geschichten und alten Gesichtern nachhängt, sich sagen: Ach, was solls?

Das Loslassen hat auch seine guten Seiten. Hat man doch – nicht ohne Schuldgefühle – so manches abgelegene Zimmer kaum mehr besucht, so manche weggeräumte Truhe nicht mehr geöffnet, so manche beschwerliche Treppe nicht mehr bestiegen mit dem halbherzigen Versprechen «Irgendwann...» Diese selbstauferlegte Last ist man auf einen Schlag losgeworden; das Notwendige ist mit wenigen Schritten erreichbar, mit



vertrauten Griffen aufzufinden. Das Leben ist übersichtlich geworden.

Und das neue Heim ist klug durchdacht und auf die Bedürfnisse und die schwindende Beweglichkeit zugeschnitten. Die Hybris der Gartenarbeit ist vergessen, die Haushalt-Verrichtungen wurden auf ein selbstgewähltes Mass reduziert. Mitkommen durften Hund, Katze, Vogel... Gesichert ist auch der «Auslauf»: Spaziergänge, Stadtfahrten, Einkaufstouren, Ausflüge, Wolldeckenfahrten, selbst exotische Ferienreisen. Geblieben sind Geselligkeiten à gogo: Stammtische und Jassrunden, Kirchen-, Kino- und Theaterbesuche, Volkshochschulen, Baustellen- und Bahnhofsbesichtigungen, Schwimmstunden und Tanzvergnügen. Genau besehen ist geblieben, was man sich schon immer erträumte: Musse und die Gelegenheit, sie sinnvoll zu nützen.

Geblieben sind allerdings – trotz aller Betreuung – auch die Beschwerden. Eine vernünftige Architektur, bequem und gehilfengerecht, Aufzüge und ebenerdige Gehwege, Bushalte vor der Tür und helle, behagliche Räume versuchen, die Mühsale des Alters zu lindern.



*Essen, Trinken, Rauchen* Manche Bewohner wirken immer hungrig und schauen ungeduldig auf die Uhr, obs denn nicht bald etwas zu essen gäbe. Natürlich muss niemand darben. Vielmehr sind ihnen die Mahlzeiten zu Taktgebern geworden, zu willkommenen Fixpunkten in der verödeten Agenda. Und so redet man sich gerne ein, eigentlich wäre doch wieder ein Häppchen fällig...



In den Alterswohnungen darf gekocht werden: Für sich allein oder für Partner, ganze Mahlzeiten oder Salätchen, Menüs oder Frühstückskaffee... doch wer es Leid ist, kann sich im Speisesaal bedienen lassen und dabei der Gefahr entrinnen, mit ewiggleichen Angeboten – Milchkaffee mit Bröckchen, aufgewärmten Resten, Ravioli aus der Büchse, fixfertigen Müeslimischungen... – sich einseitig zu verköstigen. Das Restaurant offeriert vernünftiges und vielseitiges Essen und kann auch Diätwünsche berücksichtigen.

Es bleibt nicht aus, dass die Eine oder der Andere murrte: Zu Hause, früher, hätten die Früchte und Gemüse, Suppen und Saucen noch anders geschmeckt, voller, natürlicher, würziger, besser. Doch der Koch und die Hausdame wissen, dass die

Rügen unberechtigt sind; dass der Geschmackssinn – wie die anderen Sinne – einem Abbau unterworfen ist. Die Süsse der «Kirschen aus Nachbars Garten» aus der Jugendzeit lassen sich mit keinen Tricks der Welt mehr herbeizaubern.



Bisweilen wird die Tischordnung zum Zankapfel, zum logistischen Problem. Die Heimleitung bemüht sich ständig, Freunde und Verträgliche zusammensetzen, alte Fehden zu berücksichtigen, und ungeschickte und unordentliche Tischpartner nur denen zuzumuten, die damit zu Rande kommen. Diese Aufgabe mag gelegentlich einem japanischen Puzzle gleichen!



Doch sollen die alten Ess- und Trinkgewohnheiten nicht unnötig eingeschränkt werden. Wer über Jahrzehnte Wein zu trinken pflegte, braucht seinen Roten nicht zu missen; der Bierfreund kriegt auch hier sein Spezchen, und der Kaffee muss nicht koffeinfrei sein.

Das Rauchen – ansonsten ein Angriffsziel moderner Hexenjagd – wird erstaunlich moderat geregelt und führt kaum zu Konflikten. Die rauchfreien Zonen müssen nicht kämpferisch verteidigt werden, und wers ohne grosse Beschwerden bis in die Achtziger gebracht hat, dem sei die Tabakpfeife auf dem Balkon oder auf der Gartenbank beileibe nicht verwehrt. So lange es der Arzt nicht verbietet, darf die Idylle vom zufriedenen qualmenden Alp-Öhi vor der Haustür ruhig nachgespielt werden. Einen kleinen Trost müssen sie einem schliesslich noch gönnen...!



### *Wider den Pensionierungsschock:*

*Die Domäne* Gestern noch war er verantwortlich für ein Imperium, eine Gruppe, ein Amt, ein Ressort, eine Stellung..., heute hat ihm die herbeigesehnte Pensionierung Mühseligkeiten und Pflichten aus den Händen genommen. Doch nebst der Erleichterung darob erfährt er plötzlich eine Einbusse an Macht, Privilegien und Kompetenzen. Ausser der Rente und der AHV trägt er nun «nichts» mehr zur materiellen Existenz bei. Über Nacht ist er zum Müssiggänger geworden, allenfalls zum häuslichen Befehlsempfänger, zum demütigen Boten und Begleiter. Statt Verantwortung trägt er ein Einkaufsnetz; die Flucht vor dem Staubsauger wird zur Priorität. Er wird im «Gang-go-Club», dem Verein der Rasenmäher und Schlange-steher, humorig willkommen geheissen. Für eine Weile macht das vielleicht Spass; bald einmal aber stellt sich ein Gefühl der Nutzlosigkeit ein, der Verdacht, man sei bloss noch ein brauchbares, gefügiges Haustier.

Spätestens jetzt drängen ihn Freunde, sich ein Hobby zuzulegen. Doch bisweilen kommt der Rat zu spät: Wer erst heute nach einem Inhalt sucht, den Rest seiner Tage zu «vertrödeln», wird sich solchen Tuns und seiner selbst schämen, wenn er sich nunmehr mit plötzlicher Hast ins Briefmarkensammeln, Rätsellösen, in Zeitungslektüre, Landschaftsfotografie oder Kreuzsticharbeiten flüchtet... Was Überlebenshilfe bedeuten könnte, sollte nicht zur Flucht verkümmern.

Glücklicher ist, wer sich schon immer einen Freiraum gehalten hat für eine «zweckfreie», aber anregende Tätigkeit. Wer sich mit Leidenschaft eine *Domäne* aufgebaut hat!

Die Domäne ist kein Ding der Verlegenheit. Sie ist weit mehr als ein Steckenpferd, mehr als Kinderkram. Sie ist ein selbst

geschaffener Herrschaftsbereich, ein virtuelles Séparée, ein Kreis, den man sich nicht verletzen lässt; ein gedanklicher Garten, für den man zuständig ist und bleiben will. Egal, obs rentiert...!

Und sie will mit Ernsthaftigkeit und hartnäckiger Leidenschaft beackert und verteidigt werden! Die Modelleisenbahn etwa, die dem Erbauer Gottähnlichkeit schenkt... wer liesse sich dabei dreinreden? Malerei und Musik? Systematische Lektüre? Memoirenschreiben? Und die Meccano-Kästen, die sich alte Ingenieure bewahrt haben?



Doch: Warum ist hier immer vom Manne die Rede? Wo bleibt die Gleichberechtigung? Die Antwort ist – heutzutage – noch einfach: Die erste Generation von Karrierefrauen ist noch zu jung für ein Leben im Stöckli! Die betagten Künstlerinnen hatten schon immer ihre Domäne, und die ledigen oder verwitweten Ärztinnen, Lehrerinnen oder Sekretärinnen mussten stets einen Spagat zwischen Beruf und privater Lebensgestaltung meistern: ein aufwändiger Preis, der sich im Alter möglicherweise auszahlt!



Warum sollte der alternde Mensch – mitsamt anderen, liebge gewordenen Gewohnheiten – nicht auch sein vertrautes Arbeits- und Unterhaltungsgerät ins Alterszentrum mitbringen? In den Wohnungen und Zimmern des Kehls sind Computer- und Internetanschlüsse vorgesehen, erste Benützer machen davon Gebrauch, und in Kürze wird eine rechnervertraute Generation einziehen, die Mussestunden mit Leselisten und Tagebüchern, Solitärspielen und Denkaufgaben strukturieren. Sie wird Fotos erstellen, bearbeiten, ordnen und betrachten, und

sie wird mit Freunden, Verwandten, alten Kameraden und Gleichgesinnten korrespondieren.

Doch solange sich IT-Anbieter in Fachchinesisch äussern, technisches Formelwissen voraussetzen, labyrinthische Handbücher verzapfen, bizarre Nomenklaturen erfinden, kurz: mit Insiderwissen bluffen..., so lange wird die Oma einen weiten Bogen um das Teufelszeug machen, von dem sie nicht weiss, ob sie nicht mit einem unglücklichen Knopfdruck Stromstösse, unbekannte Strafen, Alarmsysteme, globale Blackouts, Sternenkriege und Weltuntergänge auslösen könnte.



Hier wäre Bedarf an Geräten, die sich so leicht wie eine Kaffeemühle, ein Nudelholz, ein Bleistiftspitzer, eine Giesskanne,



ein Schraubenzieher... bedienen liessen. Liebe Industrie! Lassen Sie sich etwas einfallen!



*Marronifest* Die Bewohnerinnen und Bewohner sitzen schon in der Cafeteria und im Speisesaal. Jede Abwechslung ist willkommen, so auch das Zvieri. Doch heute ist ein besonderer Anlass: Auf dem Vorplatz hat der Marronimann ein Plastikzelt aufgebaut; hier röstet er seine Edelkastanien, wie es offenbar nur ein Tessiner kann. Einen Fünfundzwanzigkilosack hat er bereits verbraucht, doch noch ist eine hungrige Besuchergruppe von der Besichtigungstour nicht zurück.

Die Herbstfrucht Kastanie lädt zum Nachdenken über den Herbst des Lebens ein. Und selbstverständlich zu Erinnerungen an die Jugend, in der Marroni eine wichtige Rolle gespielt haben: ein Essen, mit dem man spielen darf und muss! Eine Speise mit besonderem Unterhaltungswert! Pflegerinnen und Helferinnen lassen sich die wattierten Körbchen nachfüllen, die der Küchenchef zur Verfügung stellt. Und der Marronibrater hat für jedes asiatische oder osteuropäische Helfer-Gesicht einen mehr oder minder galanten Spruch bereit. Er will den Job – einen guten Job für genügsame und fleissige Menschen (sagt er) – bald einmal aufgeben. Reich geworden sei er in seinen zweiundsiebzig Jahren nicht.

Aber wer sinniert hier noch dem Reichwerden nach? Im Foyer brennt eine Kerze: Vor drei Tagen sind zwei Hochbetagte verstorben. Die Rührung der Bewohnerinnen und Bewohner hält sich in Grenzen; so ist hier eben der Alltag. – Die Bewohnerinnen sind zahlreicher als die Bewohner. Den Gründen

nachzuforschen, mag müssig sein. Sind es die unterschiedlichen Ess-, Trink- oder Rauchgewohnheiten der Geschlechter, vermindert das Berufsleben mit seinen Begleiterscheinungen die Lebenserwartung oder sind die Frauen das eigentlich starke Geschlecht?

Zwei meiner ehemaligen Nachbarn habe ich angetroffen. Der grossgewachsene Achtzigjährige will – erstmals, seit er im Kehl ist – auf Übersee-Ferien verzichten. Die freundliche Frau aus dem Nebenhaus weiss mit meinem Namen nichts mehr anzufangen, doch sie erinnert sich offensichtlich an mein Gesicht.

Der Kleinbus der Linie 9, der zwischen dem Alterszentrum und dem Bäderquartier pendelt, erinnert an eine Gruppenreise. Man kennt sich, Personal, Dauerbesucher und Pensionäre, und die Chauffeuse begrüsst die Passagiere beim Namen und winkt ab, wenn diese ihr Abonnement zücken wollen.



*Modeschau* Die Zeiten der «Nonna» im schwarzen Schürzenkleid sind endgültig vorüber, zusammen mit den langen Trauermonaten, für deren Pausen es sich kaum mehr lohnte, Buntes anzuschaffen. Seniorinnen tragen dezent farbige, wenn auch nicht grelle Kleider und zeigen damit, dass sie sich noch nicht vom lebendigen Alltag verabschiedet haben. Doch solid müssen die Textilien sein, wasch- und pflegeleicht, und man muss sie um die Taille auslassen können!

Zwar leben wir mit einem erdrückenden Überangebot an bunten Fähnchen, hopp-und-weg-Stücken, bauchfreien und



straff sitzenden Beinkleidern, kessen Tops und schillernden Accessoires, doch tragen alle diese Kreationen der biologischen Wahrheit nicht Rechnung, dass sich das wohlverworbene Körperfett dem Gesetz der Schwerkraft nicht entziehen kann und mit den Jahren nach unten fließt. Und viele Anbieter dispensieren sich davon, Grössen über 38 zu führen...– Natürlich gibt es auch für Seniorinnen Läden mit diskreter Mode und sachkundiger Beratung, doch man muss sie kennen, muss zu ihnen gehen, und nur bedingt kann man mit Vertrauten das Angebot diskutieren.

Darum findet die Modeschau im eigenen Haus rege Teilnahme. Dafür hat man sich selber auch hübsch gemacht. Und selbst Rollstuhlfahrerinnen und Gehbehinderte, die sich vor der Hektik der Warenhäuser und Boutiquen fürchten, füllen den grossen Mehrzweckraum. Die Veranstalter aus dem Zürichbiet sind auf Seniorinnenmode spezialisiert, die Präsentatorin wirkt ebenso kompetent wie elegant, und die Models wurden unter den Bewohnerinnen rekrutiert, was Vertrauen und Vergnügen schafft. Die Herbstfarben («schlamm» und «lodengrün») sind wohlassortiert, und die Mannequins drehen mit sichtlichem Spass ihre Runden, lassen sich bewundern und die Stoffe kritisch anfassen; sie lüften die Jäckchen und auch mal ein bisschen den Jupe, um Futter und Machart zu zeigen. Und die Moderatorin erklärt, wo es drauf ankommt: Knöpfe, Pailletten, Quetschfalten, Schals und Kragen, Materialien, Farbvarianten und Preise. Denn zum Schluss darf anprobiert, gekauft und bestellt werden. Und weils so vergnüglich (und rentabel?) war, gibts als Finale ein Schlückchen Champagner.



*Samichlausfeier* Der Esssaal ist bis zum letzten Stuhl besetzt. Auf den Tischen brennen Kerzen, liegen Schokoladeplätzchen, Mandarinen und Lebkuchen. Glühwein wird ausgedient. Und diesmal sind auch Männer dabei; denn die kollektive Heiterkeit des Rituals wird keine Rührung aufkommen lassen!

Aus Erfahrung weiss man, wer in der Samichlausmontur steckt. Und hinter den schwarzgesichtigen, aber zierlichen Schmutzli, die ihre Ruten in der Garderobe zurückgelassen haben und als rächende Rüpel nicht überzeugen können (selbst wenn sie es wollten), ahnt man bekannte, liebenswerte Damen. Doch man hält sich an die Spielregeln und hört dem wohlwärtigen Bischof mit kindlicher Scheu zu. Dieser ist voll des Lobes: Über die festlichen Kleider, den geschmückten Raum, die sorgliche Betreuung, das gut abgelaufene Jahr, den wohlbewahrten Humor und die gegenseitige Verträglichkeit.

Eine vife Bewohnerin fasst die Geschehnisse der verflossenen zwölf Monate launig zusammen, und eine Betriebsnudel benützt die Gelegenheit, die Überlegenheit der Weiber poetisch zu beweisen. Selbst der Chronist steuert ein neckisches Verslein bei, und der Fotograf eilt von Tisch zu Tisch.

Zum Schluss gibts warme Socken für die Samichlaus-Crew, die Schmutzli teilen Knuspersäcklein aus und der Heilige drückt hundert Hände, ehe er mit seinen Leuten Richtung Schwarzwald entschwindet.



*Fasnachtsfeier* Schlag drei Uhr setzt das Dreimannorchester «The Oldies» ein: Handorgel, Saxophon und – in Personalunion mit der Klarinette – ein aus Bierkiste und



Teppichklopfen bestehendes Schlagzeug. Die Damen tragen Hüte, um die sie die englische Königin beneiden würde; auch eine Gretchenperücke wurde gesichtet. Das Personal verbirgt sein Amtsgesicht hinter übergrossen Brillen, steckt in reichlich dimensionierten Schürzenkleidern und fuchtelte mit bunten Staubwedeln. Eine beliebte Pflegerin – deren Körperbau solches zulässt – hat sich gar in eine Odaliske verwandelt und erinnert an tausendundeine knisternde Nacht. Man ist fest entschlossen, sich zu amüsieren!

Die Damen des «Gemeinnützigen» sind als Zimmerkätzchen verkleidet und servieren Kaffee, Tee und Berliner. Als «*maitre de plaisir*» führt eine mollige «Putzfrau Rösi» durchs Programm. Mit einer launigen Schnitzelbank wird sie die ver-

gangenen Monate würdigen, der Leitung, dem Personal, den wackeren Bewohnerinnen und Bewohnern verdiente Kränzchen winden und dafür mit ausgiebigem Applaus belohnt werden.

Damenwahl ist angesagt; die Herren machen sich klein. Sie sind – wie immer – in der Minderzahl und fürchten den Ansturm. Die luftige «Eintänzerin» in Rot und Schwarz schaut nach Partnerinnen oder Partnern aus. Wer wird als Erste(r) die Schöne mit dem geschmeidigen Rücken (undsoweiter) in die Arme nehmen? Die Musiker mit ihren bunten Chaplin-Hütchen geben ihr Bestes, und da und dort blitzen Fotoleuchten auf. Damen tanzen mit Damen, beherzte Herren finden sich mit Bewohnerinnen zu behutsamen Schrittschritten auf dem Parkett. Und zwischenhinein rezitiert eine mutige Schicksalsgefährtin Jugenderinnerungen an den zürichbieter Schulsilvester. Ein «Happy Birthday» wird ausgebracht und die Polonaise – mit ihren wohltuenden Körperkontakten – bricht nicht nur das letzte Eis, sondern auch die Energien. Man zieht sich ausser Atem zum Kaffeeklatsch an die Tische zurück.



Ein paar Worte zum nackten Bauch: Hat irgendwer Anstoss genommen? Davon war nichts zu spüren, im Gegenteil! Da war doch noch was? Sind nicht verschüttete Erinnerungen wach geworden an die Zeiten, da «man» noch schlank und rank war, lebenslustig und verführerisch? Denn: Um im Kehrl Aufnahme zu finden, wird kein heiligmässiges Vorleben vorausgesetzt.



*Seniorenbühne* Die Seniorenbühne Baden spielt «Gspröch im Garte», und «tout Kehl» – das heisst: über fünfzig Personen – wohnen diesem «heiter-besinnlichen» Stück von Ruth Kunz bei. Es ist der sechste Auftritt der Truppe im Alterszentrum.

Drehorgelvorspiel, erwartungsvoller Einzug der Schaulustigen, Studium und Diskussion des Programmlättchens...

Die Handlung kommt dem Erinnerungsvermögen der Zuschauer entgegen. Sie besteht aus kurzen Begegnungen unter Nachbarn, die sich gegenseitig Kröpfe leeren und Herzen ausschütten. Die Laienspieler – ihrerseits nicht mehr die Jüngsten – wissen, wovon sie reden und worüber sie nachsichtig spötteln oder mitfühlend philosophieren: die leidige Vergesslichkeit, Alterssex, Hypochondrie und Wehwehchen, Revierkämpfe und Rivalitäten, Tratsch und Gwunder, Einsamkeiten und Unverträglichkeiten, Schmarotzertum oder Aktivismus. Den Akteuren und dem Publikum macht es sichtlich Spass, dass nicht nur abgeklärte Altersweisheit gehandelt, sondern auch mal mit mehr oder minder derben Sprüchen um sich geworfen wird. Man fühlt sich ertappt, man schmunzelt, man lacht und ...man amüsiert sich!



Die Schauspieler beherrschen ihre Rollen, ihre Gestik ist glaubwürdig, ihre Aussprache vorbildlich, ihre Kostümierung überzeugend.



Und dankbar nimmt man zur Kenntnis, dass auch diese Form des Theaters noch überlebt, neben den zappelig-frechen Fernseh-Sitcoms und den neurotisch-provokativen Unverständ-

lichkeiten moderner Bühnen, die uns so leicht das Sitzen und das Aufpassen verleiden.



*Lotto, Lachen, Lustigsein* Lotto – Bingo, Loto au cochon – wird heute wegen Grosserfolges wiederholt. Es ist zwar eine Art Pantoffel-Casino, doch weil es auch ein scharfes Auge und eine schnelle Reaktion erfordert, fällt es nicht unters Glücksspiel-Gesetz. Das «Haus» ist voll besetzt; Rotwein und Kaffee sind gestiftet, ein paar Frischbekehrte lassen sich die Spielregeln deuten.

Die Nummern werden zweisprachig ausgerufen: «einundachtzig – einedachzg...», und «ottantün» ergänzt mein Tischnachbar, ein Routinier, der den Preis für die erste Runde (eine Flasche Roten) gewinnen wird, aber auch das Superlotto: ein Körbchen voll rosa und hellblauer Häkel- und Strickwaren, die er angewidert gegen ein Paar Socken eintauscht.

Scharfblick und Reaktion sind Forderungen, die nicht mehr jeder Mitspieler aufbringt. Darum wacht pro Tisch eine Aufsichtsperson, dass auch die Chancen der Müden und Bedächtigen gewahrt bleiben. Man glaubt sich in einer Schulstube, beim Diktat. Aber Spass machts wenn man «Lotto!» rufen kann und dabei nicht einer kleinen Schiebung verdächtigt wird.



Aber alles schön süferli, denn...

Die alte Magier-Weisheit, Geschwindigkeit sei keine Hexerei, gilt fürs Betagtenheim nur bedingt. Zwar hat man die Darbietungen des Zaubertheaters und der Clownschüler jeweils



bewundert und beklatscht, doch für Manche und Manchen liefen Gags und Tricks zu schnell ab; Auge, Ohr und Denkapparat kamen nicht mehr mit. Ausserdem hat man die Brille auf dem Zimmer vergessen, oder die Batterien im Hörgerät streikten. Die «modernen» Witze und Cartoons sind zu zynisch und zu kurzschlüssig; ihnen fehlt oft die Behaglichkeit des alten «Eulenspiegel-Kalenders». Und die Humorseiten der Illustrierten, wo sind sie geblieben? – Nein, man sehnt sich nicht nach Schwiegermutter-Witzchen, nach Pubertär-Erotik, Frauenfeindlichem oder gar Kindisch-Fäkalem; von Bilder geschichten (wenn schon!) erhofft man sich sanfte, nachvollziehbare Pointen ohne bitterböse Spitzen. Man möchte lachen oder – was vielleicht noch wichtiger ist: Schmunzeln. Wie beim Lotto, zum Beispiel.



*Viva la Musica!* Alles! Aber bleibt mir mit der übermächtigen Elektronik vom Leib! – Wir legen keinen Wert auf Discostimmung mit Laserblitzen, Stroboskopen, Nabelpiercing... Wird umfangreiche «Beschallung» aufgebaut, rückt das Publikum vom Orchester ab. Zwar will es hören – dafür hat es sich schliesslich im Saal eingefunden –, aber nicht zuge-dröhnt werden. Allzu leise soll es freilich auch nicht sein. Man setzt sich in die hinteren Ränge, wo man sich nötigenfalls diskret verabschieden kann.



«Klassik»: Regelmässig treten Solisten und kleine Ensembles auf, Profis und beflissene Amateure. Zum harten Kern der Kunstsinnigen gesellen sich Bewohnerinnen und Bewohner, die sich keine Attraktion entgehen lassen wollen. Man angelt



sich klugerweise ein Kissen, setzt sich manierlich hin (Konzertbestuhlung!) und bedankt sich mit Applaus an der richtigen Stelle. Einnicken ist gestattet; wer schnarcht, wird am Ellbogen gestupft. Man schätzt es, sich kultiviert verhalten zu dürfen, obschon man Strickjacke und Sandalen trägt und die Krawatte im Schrank hängen lässt.

«Folklore»: Hier ist der Zustrom erwartungsgemäss grösser. Man sitzt an Tischen und lässt sich Gebäck und Getränke reichen. Ein vielsagendes «Ah!» oder «Oh!» aus übervollem Herzen mag Trachten-, Männer- oder Schülerchöre gelegentlich sekundieren, ansonsten begrenzt man Plaudern, Stühlerücken und Besteckklappern auf die Pausen. Verschämte Tränen sind erlaubt. Handorgel- und Guggendarbietungen gestatten auch



Zwischenrufe und Gespräche; übermütiges Schunkeln (als Tanzersatz) ist erwünscht. Muttertagsständchen von Bläserchestern im Foyer oder auf dem Vorplatz ziehen auch Nachbarn und Angehörige an.

«Thé dansant»: Ein würdiger Abglanz längst vergessener Kur-saal-Konzerte! Mehr Tee als Tanz; die minderzähligen Männer werden nur widerwillig zu Streikbrechern. Die Ohrwürmer La Paloma, Silberfäden, Winter-Wunderland, Caprifischer, Stranger in the Night... laden zum Sich-Wiegen und zum Mitsummen ein, und man braucht sich für einmal des Sentiments nicht zu schämen. – Und plötzlich (hör ich recht?) schleicht sich Jazziges ins Angebot: Oh, aint she sweet? And when the Saints..., Petite fleur, Oh, what a wonderful day! Und siehe da: die Füße wippen mit, die Hände beginnen im Takt zu flattern, Wagemutige klatschen die Synkopen... – Vergessen wir nicht: Die alten Herrschaften haben ihre Wurzeln im Jazz-Zeitalter; die Rhythmen, um die Radio und Fernsehen aus Quotengründen einen unverzeihlichen Bogen machen, sind noch längst nicht verschüttet...

Und wenn die Interpreten zusammenpacken, wird nach ihren Armen gegriffen, gelobt und gedankt und ein baldiges Wiederhören erbeten.



Und dies ist auch der richtige Zeitpunkt für ein herzhaftes Dankeschön an die lebenswerten Damen vom Gemeinnützigen Frauenverein, die sich regelmässig als Office- und Servierpersonal zur Verfügung stellen!



*Singen* Es finden sich acht Damen ein, um mit Christine Neuhaus Herbstlieder zu singen. Keine Männer. Die Herren singen im Badezimmer, weil die Resonanz der Fliesen der Männerstimme schmeichelt. Ausserdem singen sie im Wirtshaus-Säli mit Aussicht auf Bier und Wein, beim Marschieren, in der Kirche und an der Bundesfeier: überall dort, wo sie sich als Bestandteil eines wuchtigen Klangkörpers, einer mächtigen Orgel erfahren können. Das Absingen von Weihnachtsliedern gilt eher als peinliche Pflicht und als Mutprobe.

Frauen haben schon immer bei der Arbeit gesungen: beim Spinnen und Weben, beim Teigrühren, Abwaschen, Erbsenschälen oder Hühnerrufen. Das geschieht der Geselligkeit, nicht der Kunst halber, und niemand braucht sich zu schämen ob einer zittrigen oder grellen Stimme, wegen eines Schluchzers oder eines tonalen Missgriffes. Mitsingen ist wichtiger als Siegen.

Fürs Kehl ist ein eigenes Liederbüchlein herangewachsen, ein Ringheft mit grosser Schrift. Kein Einsingen mit Stimmgabel und Mi-Mi-Mi-Mi ist erforderlich; für den Rhythmus sorgt die Ukulele «schrumm-schrumm» der Chorleiterin. Wichtig ist nicht die «Message» des Stücks; wünschbar ist ein Refrain, der irgendwo im Langzeitgedächtnis der Sängerinnen schlummert. Ab der zweiten Strophe muss der ausgedruckte Text als Hilfe beigezogen werden, was die Aufmerksamkeit spaltet und deshalb bedauert wird. Eine der Damen wagt sich sogar in die zweite Stimme.

Es bleibt genug Zeit für Plaudereien und Ratespiele: Wer ist – verbindlich – das Männlein, das im Walde steht...? Ein Pilz, eine Hagebutte...? – Und zum Nachdenken: Wie lustig ist das Zigeunerleben wirklich? Doch ehe die Diskussion aufuft, wird im Textheft weitergeblättert.

Die Singstunde gleicht in nichts einer Chorprobe. Hier wird weder eingeübt noch korrigiert oder repetiert. Es wird ausschliesslich geschwelgt: in alten Volks- und Lumpenliedchen, in archetypischen Stimmungs- und Rührstücken. Doch selbst das besungene Leid bleibt heiter und von der Erinnerung vergoldet «...und alles, alles war wieder gut!»

«Nächstes Mal sind Adventslieder dran, einverstanden?»



*Photografiert werden* Der Fotograf Stephan Rossi hat die Aufgabe übernommen, die Jubiläumsschronik zu illustrieren.



ren. Dabei soll nach Möglichkeit erreicht werden, dass Texte und Bilder «aus einem Guss wirken». – Nebenher liebäugelt Rossi aber auch mit einem zweiten Projekt: einer Bildergalerie charakteristischer Bewohnerinnen und typischer Bewohner, die als Abschluss des Jubeljahres gezeigt werden soll.

Nebst juristischen Fragen – etwa dem «Recht aufs eigene Bild» – erwachsen ihm natürlich weitere Probleme: Wer von den Porträtierten wird am Ende seiner Beobachtungen noch am Leben sein? Werden allfällige Erben die Veröffentlichung der Bilder zulassen? Und wer könnte es übel nehmen, fotografiert – oder übergangen! – zu werden?

Bilder aus einem Alterszentrum sind naturgemäss keine Glamour-Porträts. Graue Haare, Runzeln, Muskel- und Knorpelschwund und hundert Hinweise auf die Anfälligkeit und Vergänglichkeit des Menschen werden die Fotos nicht nur begleiten, sondern charakterisieren. Das Solches mit Fingerspitzengefühl erfasst werden muss, versteht sich von selber.



Stephan Rossi ist ein zappeliger, drahtiger, eierköpfiger Mann mit Brille und einem breiten Lachen. Seine Kontaktfreudigkeit, mehr noch aber seine echte und unverkrampfte Anteilnahme, schaffen günstige Bedingungen. Er wird nicht nur geduldet, wenn er – während Veranstaltungen und Zimmerbesuchen – auf Leitern klettert, sich auf den Teppich legt oder in eine Nische kauert, seine Blitze schmettert, Personen und Objekte zurechtrückt, ein Lächeln, eine Position oder eine typische Bewegung erbittet... Er wird zum Vertrauten, ja: zum Verschwörer, den man bei einem Tässchen Tee oder Kaffee gerne noch ein Weilchen zurückhält, und der für Anekdoten und Klagen ein offenes Ohr hat.

So ist der Fotograf nicht ein indiskreter Eindringling, sondern ein Dazugehöriger, dem man mit Vergnügen seine Sonntagsseite präsentiert und der erst entlassen wird, wenn er versprochen hat, doch bald wieder einmal reinzuschauen...



*Weisch no?* Den «Hundertern» von Definitionen, was denn Leben sei, wollen wir eine weitere beifügen: Visionen in Erfahrungen, Träume in Erinnerungen verwandeln.

Der junge Mensch will einmal gross, reich, klug, stark, berühmt, schön, mächtig und beliebt werden. Was er ausprobieren und tut, – und wären es Nachtbubenstreiche, Diebereien, Vorwitz, Drückebergereien, Doktorspiele, Demos und Drogen – sind vermeintliche Wege zu diesem Ziel.

In den «besten Jahren» hat ihn die Realität eingeholt, und er weiss, dass man nicht alles haben, nicht alles sein kann. Er streicht den Heiligen, den Krösus, den Polarforscher, den Radcrack, den Rockstar, den Playboy von seiner Liste und bemüht sich, ein verlässlicher Berufsmann und ein guter Vater zu werden. – Und irgendwann ist der Wunschzettel abgehakt und korrigiert; was bleibt, ist die Hoffnung, den Rest der Tage in Würde zu verbringen, ohne sich und der Welt zur Last zu fallen. Man fühlt sich alt. Der Blick richtet sich rückwärts und man zieht Bilanz.



Das Gedächtnis, das uns das vorletzte Wochenende (oder wars schon länger her?) vergessen macht, lässt Stationen aus dem früheren Leben neu erwachen: Kinderfeste, Schulzeug-

nisse, Freund- und Feindschaften, erste erotische Regungen, bestandene Prüfungen, Schnappschüsse und Episödden von Leid (Pockenimpfungen, Betragensnoten, Nachtgespenstern, Wölfen, indiskreten Tanten und böswilligen Nachbarn) und Freud' (Milchreis, Kutschenfahrten, Tummelspielen, Schulreisen, Gärtnerglück und militärischen Manövern, Hochzeiten und Kindsgeburten) – vergoldet durch die Distanz und ihre Endgültigkeit: Schätze, die uns keiner mehr rauben kann!

In diesen Schätzen zu wühlen, gehört zu den Privilegien des Alters. Das Fotoalbum verdrängt das Horoskop. Enkel wollen wissen, wie denn die Mama als Kind war, wie die ersten Autos aussahen, ob Onkel Anton Haare auf dem Kopf hatte, wie so und wie das Wirtshaus abbrannte... und keiner weiss das besser als die Grossmutter, die ihre Schatulle aufklappt und dabei zum Mittelpunkt der Runde wird. Und das Kästchen ist unerschöpflich: eigene und fremde Erzählungen wachsen nach, und was tuts, wenn wir einige davon schon tausend Mal gehört haben?

Nicht die Gelehrten schreiben Geschichte: es sind die Grosseltern!



*Vorlesen* Andreas Courvoisier – selber ein kluger, vitaler und rühriger Rentner – hat sich in ein Tausendundeinacht-Kostüm gehüllt, denn er weiss: Auf Pracht und Ambiance kommt es an, wenn er exotische und vertraute Märchen und Mythen vorliest. Sein Fundus umfasst orientalische, aber auch nordische und afrikanische Volkserzählungen, die zumeist die Seelen auf direktem Weg erreichen, universelle Weisheiten

bergen und durch lange Tradition schlank geschliffene Wahrheiten vermitteln. Die Sprache, von tausend Mündern in tausend Blockhütten, Oasen und Karawansereien, Spinnstuben und rauchigen Küchen geformt und von modischem Schnickschnack befreit, hat zu einer zeitlosen Magie gefunden, die nicht nach Alter und IQ fragt. Sie vermittelt die Erfahrungen und das Wissen der Welt. Und der eingestimmte Zuhörer versinkt in wohlthuende Trance, misst seine eigenen Freuden und Leiden an denen einer gesamten Menschheit.



Was schadet es da, ein bisschen einzunicken, die Gedanken schweifen zu lassen, eigenen Erinnerungen nachzuhängen? Es gibt ja keinen, der einen im Nachhinein abfragen und benoten, keinen, der – wie vielleicht vor Jahren nach der Sonntagspredigt – nach der «Moral von der Geschichte» bohren würde. Märchen sind reine Wohltaten wie warme, parfümierte Bäder; oder auch gesammelte Grausamkeiten, die weder nach Aktivismus noch Empörung rufen, sondern allenfalls nach einem wissenden und versöhnlichen «ach ja – c'est la vie...»



Auch der Chronist hat sich von einer wachen Bewohnerin überreden lassen, geeignete Texte und Gedichte aus der eigenen Werkstatt vorzulesen. Doch was hört «man» gern? Was kommt beim betagten Publikum an? Eine Vertrauensperson rät ihm: Alles! Wir machen das Angebot; jede und jeder wird sich dann das herauspicken, was sie reizt, was ihm zusagt...



Doch sollten die Lesestücke nicht allzu vertrackt sein, und – vor allem – kurz! Denn es ist ja das Kurzzeit-Gedächtnis, das vom Alter bedroht ist; daher sollten Anfang und Ende nicht



zu weit voneinander entfernt sein. Mundart ist nicht zwingend, wenn auch ab und zu erwünscht. Ein bisschen Humor, ein bisschen Gemüt dürfen nicht fehlen. Die Tagesthemen erübrigen sich: Sie werden denen, die es wünschen, bereits von den Medien angeboten.

So bleiben denn Stimmungsbilder, heitere Episoden und Betrachtungen, Erinnerungen an Vergangenes und Vergessenes: ein Halbstundenprogramm, denn Längeres strapaziert Sitzfleisch und Konzentration.

Die erste Lesung – kurz vor Weihnachten – muss gegenüber dem gedruckten Programm um eine halbe Stunde vorverlegt werden, was offenbar nicht alle potentiellen Zuhörer mitge-



kriegt haben. Wer murr, wird auf die nächste Seance vertröstet! Trotzdem ist das Foyer bis zum letzten Platz besetzt, und der Chronist ist gefordert, seinen Geschichtenfundus auszubauen.

«s tät is freue, mer gsächted is: Tag über Tag!»



*Wochenschauen vom Oktober 1964* Im Foyer steht eine Litfass-Säule mit Zeitungsausschnitten von 1964, dem Gründungsjahr des Alterszentrums. Ausserdem wird monatlich ein TV-Paket aus der damaligen «Schweizer Film-Wochenschau» gezeigt, schwarzweiss und mit den zackigen Kommentaren, die – durch den Stand der Aufnahmetechnik bedingt – noch ein wenig an Donald Duck erinnern.

Die heutige Serie erzählt von William Shakespeares vierhundertstem Geburtstag, vom Abschluss der Expo Lausanne, vom Pferdeverlad (in eine DC 6) für die Olympischen Spiele in Tokyo und einem Meisterkurs mit Marcel Moyse, von Crash-Tests für den Autobahnbau und einem Blasmusiktreffen in Genf, einem Blumenkorso in Neuenburg, einem Fussballmatch Schweiz–Ungarn und einem Radrennen im aargauischen Wil, von Notgrabungen in Avenches und Höhlenforschungen in Marchairuz...



Sind denn nur Damen an dieser Präsentation interessiert? Die Herren fehlen; wahrscheinlich sitzen sie am Jasstisch oder vor dem eigenen, tagesfrischen Fernseher. Waren ihnen die Sechzigerjahre zu friedlich, zu unheroisch, zu wenig des Erinnerns wert?

Halten wir uns vor Augen: Bewohnerinnen und Bewohner, die sich heute um die achtzig bewegen, sind die letzten Augen- und Ohrenzeugen jener schrecklichen «Grossen Tage» des Zweiten Weltkriegs. Bei dessen Ausbruch waren sie Kinder und Teenager. Und sie entsinnen sich der Mobilmachung, Rationierung, Verdunkelung, der Einquartierungen, der vaterlosen Zivilgesellschaft, des mit Kartoffeln gestreckten Brotes, des Eipulvers, des Saccharins als Zuckerersatz, des Kubazuckers – der weissen Eierbriketts glich –, des Pferdetrains und des abendlichen Zapfenstreichs. Noch haben sie das nächtliche Brummen der Fliegenden Festungen im Ohr, die Mailand bombardierten; noch erinnern sie sich der Scheinwerferstrahlen, die den Himmel absuchten, der silbernen Folienstreifen, mit denen die Flugzeugbesatzungen Projektoren und Radarsucher verwirrten, versehentlicher (oder «prophylaktischer»?) Bomben auf Schweizer Städte, des abgeschossenen Piloten auf dem Dach der Dättwiler Ziegelhütte... An polnische Internierte auf dem Hasenberg und an Innerschweizer Truppen beim Bau von Bunkern und Panzerfallen, an den Feuerschein des brennenden Friedrichshafen und an die abmontierten Wegweiser...

Was sind – damit verglichen – lächelnde Schönheiten in changierender Seide oder «Tenöre der Landstrasse» mit bescheidenem Verfalldatum?



*Die strukturierte Woche* Einst hat man sich aufs Ausruhen gefreut, und nun, da dafür die Zeit gekommen wäre, sieht man sich einem neuen Feind gegenüber: der Langeweile. Eins der Ziele des Alterszentrums besteht wohl darin, Hilfe

zu bieten gegen die schleichende Gefahr von schmerzlichem «wozu denn noch?» und resigniertem «äh ba!».

Nebst den feierlichen und heiteren Höhepunkten und einer Fülle von musikalischen Divertimenti bietet das Kehl solide und regelmässige Alltagsprogramme zum Wohle von Leib und Seele. Dabei steht nicht der Wettbewerb im Vordergrund (Wer ist der beste Beter? Wer die beste Sitz-Tänzerin?), sondern die alte Weisheit, dass der Weg das Ziel ist. Wobei ein bisschen Rivalität weder beim Spielnachmittag noch beim Plauschkochen stören würde...

Denn wenn man beim Parkinson-Training, beim Malen, Basteln, Kneten, beim Gehirn-Jogging, beim Turnen, beim Eins-zwei-Chachacha und bei der Sturzprophylaxe nicht die Ab-



sicht hätte, gut zu sein, könnte man es ebenso leicht bleiben lassen.

Schliesslich ist auch der Verzicht eine Alternative! Gezwungen wird keiner. Das Angebot besteht, wem nutzen will, der kann es.



*Schlussbukett* Wer jemals zu danken hat – und wer gehörte nie dazu? – kennt eine grosse Sorge: Jemanden versehentlich auszulassen, der Dank, Anerkennung und Lob verdient hätte! Und so wollen wir uns vorab entschuldigen bei allen, die sich trotz ihrer Verdienste um das Kehl hier nicht erwähnt finden!

Unser erstes Dankeschön geht an die Bewohnerinnen und Bewohner des Alterszentrums, welche Fotograf und Texter willkommen geheissen und ihr Eindringen freundlich geduldet haben, wenn es auch ab und zu mit Beeinträchtigungen verbunden war.

Das nächste Kränzchen gilt den beiden Gemeinden Baden und Ennetbaden, den Organisationen, Vorständen, Kommissionen, den Gründern, Förderern und Sympathisanten, die das Jubiläumsjahr mit Rat und Tat, Hilfe und Aufmerksamkeit begleitet haben.

Dank und Lob verdienen Leitung und Administration, die kompetenten Helfer in Haus, Küche und Garten, die Betreuerinnen und Betreuer geistlicher, medizinischer, geselliger und infrastruktureller Ansprüche, die Spiel-, Therapie- und Singgruppenleiterinnen und -leiter...

Und unvergessen seien auch die vielen Profi- und Amateurkünstler und -interpreten, – Einzelne wie Gruppen – die mit Wort und Musik, Theaterspiel und Gaukelei Abwechslung und Erbauung in den Alltag gezaubert haben!



## *Impressum*

*Fotos:* Stephan Rossi, Baden

*Text:* Franz Doppler, Baden

*Gestaltung:* Lara Russi, russi graphikdesign, Zürich

*Druck:* Köpfler & Partner AG, Neuenhof

*Auflage:* 1000

*Verlag:* Alterszentrum Kehl, im Kehl 7, 5400 Baden

ISBN 3-033-00517-9



*Für die Unterstützungsbeiträge gebührt ein besonderer Dank:*

Aargauische Kantonalbank, Baden

Metron Architektur AG, Brugg

Stadt Baden



